

## Neue Sachbücher



Die Menschen kamen zwar erst viel später, aber bei Kommunikationssystemen unter der Erde, die sehr viel Disziplin verlangen, halten wir doch mit: In der U-Bahn von São Paulo

Foto Reuters

## Im Superorganismus wird immer kommuniziert

Die Faszinationsgeschichte der Ameisen reicht weit zurück. Man kann sie mit Aristoteles beginnen oder auch mit den Sprüchen Salomons. Und mit den jüngsten Filmen, Monographien und Romanen, die sich um Ameisen drehen, ist sie auch sicher nicht zu Ende. Dazu ist der Reiz offenbar zu groß, die ameisenhaften Formen der Sozialität mit unseren eigenen abzugleichen, zwischen den „Gesellschaften“ der Ameisen und unserer eigenen den Blick hin und her gehen zu lassen. Wobei diese Faszination daran hängt, dass die Ameisen mit einfacheren Mitteln zu so erstaunlichen Leistungen sozialer Koordination gefunden zu haben scheinen, wie sie Menschen erst Hunderte von Millionen Jahren später im Medium kultureller Entwicklung hervorgebracht haben. Es ist eine Faszination, die beides gestattet: Eigenschaften der Ameisengesellschaften als vorbildlich hinzustellen und sie als Schreckbild zu verwenden.

Richtig in Fahrt kamen diese Abgleichen zwischen den Ameisen- und Menschengesellschaften allerdings erst gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Bis dahin stachen die Ameisen aus dem politisch-moralischen Bestiarium nicht besonders hervor, konnten zum emblematischen und fabelhaften Zweck durchaus im Singular auftreten. Dann aber wurde ihr überwältigender Plural wesentlich, ihre Bestimmung als soziale, Gesellschaften und „Staaten“ bildende Tiere, unter die sie schon Aristoteles gereiht hatte. Der Abgleich mit ihnen zielte nicht mehr vorrangig auf eine Natur des Menschen, sondern auf jene der Gesellschaft. Es war, um es gleich mit Niels Werber zu formulieren, der Übergang zu einer entomologisch-soziologischen Wechselwirtschaft: Moderne menschliche Massengesellschaften konnten nun als ameisenschaftlich beschrieben werden, während umgekehrt die Ameisenforscher soziologische Modelle ebendieser Gesellschaften in ihre Beschreibungen der Ameisennester implementierten.

Wo sie nicht überall herumkrabbeln: Niels Werber zeigt, wie das Ameisennest zum Medium der Beschreibung moderner Gesellschaften wurde.

Es ist diese Wechselwirtschaft, der das Augenmerk des Siegener Literaturwissenschaftlers in seinem neuen Buch gilt. Er ist natürlich nicht der Erste, dem Verfahren ins Auge stechen, das Leben in den Ameisennestern – Jagdzüge, Territorialerweiterungen und Sklavenbeschaffung eingeschlossen – auf vielfältige Weise zum Spiegel gesellschaftlicher oder auch nationalstaatlicher Verhältnisse zu machen. Aber Werber bescheidet sich nicht damit, diese Spiegelungen lediglich als vorschnelle Naturalisierungen vor Augen zu führen (die sie freilich sind). Solche mittlerweile etwas zu leichtgängige Entlarfung rückt er in den Hintergrund, um an einigen hervorstechenden Beispielen die Evidenzen genauer ins Auge zu fassen, die für die moderne Wechselwirtschaft von Myrmekologie und Soziologie in Anspruch genommen werden.

Denn interessant an diesen Evidenzen wie den aus ihnen gezogenen Beschreibungen von Gesellschaft ist ja nicht zuletzt, dass sie so unterschiedlich ausfallen. Das zeigt schon der erste zeitliche Schnitt, mit dem Werber operiert, indem er Texte aus den dreißiger Jahren nebeneinanderstellt: einen eher beiläufig anmutenden Verweis von Carl Schmitt auf den Termitenstaat, wie ihn ein zeitgenössischer Entomologe zu politischen Zwecken ins Spiel gebracht hatte, Ernst Jüngers Typologie des „Arbeiters“ als Figur des angekündigten endgültigen Abbrümens aller bürgerlichen Bestände, Aldous Huxleys biopolitische Abschreckungsprognose in „Brave New World“

und Olaf Stapledon's Anverwandlung des bereits vor dem Ersten Weltkrieg aufgebrauchten Konzepts des Ameisennests als Superorganismus in „Last And First Man“.

Schmitt und den Amateur-Entomologen Jünger mag man dabei noch halbwegs auf einen Nenner bringen: die sozialen Insekten als Naturform der absoluten funktionalen Typisierung, in der kein Freiraum für individuelle „bürgerliche“ Extravaganzen ausgespart ist. Schmitt sieht in dieser „organischen Preisgabe der Individualität“ hübsch paradox eine biologische Lösung der sozialen Grundfrage – so wie sein entomologischer Gewährsmann in der freiwilligen Unterwerfung unter Gemeinwohl den deutschen Führerstaat aufgehen sieht, dagegen die Zwangsmechanik des Termitenstaats dem Bolschewismus vorbehält. Während der demonstrative Antibürger Jünger mit seinem Zeitypus des „Arbeiters“ genau diesen Wegfall jeden „Anspruchs auf Eigenart als unbefugte Äußerung der privaten Sphäre“ mit Gusto als posthistorisches, also in gewisser Weise wieder naturhaft gewordenen Regime beschwört.

Die Ameisen mögen hier nur in Form rhetorischer Grundierung und Verstärkung verwendet sein – bei Jünger nicht einmal explizit –, aber darin gerade liegt ihr Reiz. Auch bei Huxley sind sie nur indirekt, aber doch nachhaltig präsent, wenn er die Zuchtverfahren zur Etablierung von Kasten identischer und reibungslos in ihren Funktionen wie Vergütungen aufgehender Individuen beschreibt. Wozu Stapledon fast gleichzeitig mit seiner Evokation der Schwarmintelligenz, deren jüngste Konjunktur noch läuft, eine Genevidenz lieferte: nichts bei ihm von funktionspezifischen Kästen, festgelegten Arbeitsteilungen und zentral durchgesetzten Planungen, dafür nun fast grenzenlose Flexibilität und lokale Kommunikation überall – ein Kontrastmodell medialer Organisation des Sozialen.

Es verwundert dann gar nicht mehr so sehr, dass die Ameisen tatsächlich auch

auf das soziologische Feld krabbeln konnten. Max Weber hatte die sozialen Insekten noch als Kontrastphänomen genutzt, von denen die Soziologie gerade nicht handelt, weil sie es mit Individuen als intentionalen Agenten sinnhaft orientierten Handelns zu tun habe. Womit man schon den Verdacht hegen kann, dass die Ameisen bei der soziologischen Durchsetzung einer „rein funktionalistischen Betrachtungsweise“ von Gesellschaft, wie sie Weber für die Beschreibung von sozialen Insekten als selbstverständlich konzedierte, eine Rolle gespielt haben könnten.

Werbens Einlösung dieser Vermutung ist ein gutes Beispiel dafür, dass die entomologisch-soziologische Passage in beiden Richtungen funktionierte: William Morton Wheelers entomologische Beschreibung des Nests als Superorganismus nimmt Elemente der Gesellschaftsmodelle von Vilfredo Pareto und Gabriel de Tarde („Gesetze der Nachahmung“) auf und wird dann ihrerseits von Talcott Parsons ins Feld geführt, der wiederum Pate steht für Niklas Luhmanns Systemtheorie. Deren Umstellung der Grundbegriffe von Individuum und Intention auf Funktion, Kommunikation und soziale Medien kommentiert schließlich ein früher Mentor Luhmanns mit dem Hinweis, der Systemtheoretiker blicke hinein in eine Organisation wie in einen Ameisenhaufen und lasse dabei eben nicht einfach gelten, was die Ameisen über sich selbst zu sagen haben.

Was für die Durchsetzungskraft der Ameisenfaszination ja gerade deshalb



Niels Werber: „Ameisengesellschaften“. Eine Faszinationsgeschichte.

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2013. 475 S., Abb., geb., 24,99 €.

spricht, weil Ameisen im Unterschied zu uns gar nichts über sich sagen. Aber diese Differenz stört auch einen späteren und entscheidenden entomologischen Nutznießer dieser Übertragungen nicht, nämlich Edward O. Wilson. Dessen Weg von den Ameisen zur soziobiologisch geprägten Weltanschauung und Politikberatung, zuletzt in seinem Buch über „Die soziale Erhebung der Erde“ ausgebreitet (F.A.Z. vom 11. Februar), folgt einer recht einfachen Logik: Wir sind keine Ameisen, aber eben doch wie sie, weshalb wir an ihnen von außen – statt in der fatalen, die Geistes- und Sozialwissenschaften verderbenden Innenperspektive – beobachten können, wie die Kräfte natürlicher Selektion fortgeschrittene soziale Ordnungen, nämlich unsere eigene formen.

Auch im Fall Edward O. Wilson bleibt Werber bei seiner Grundhaltung, nicht zu schnell beim Verdikt zu landen. Stattdessen verknüpft er die Interpretation der soziobiologischen Programmatik mit jener des „Ameisenromans“, in dem Wilson seine Sicht der Probleme und Chancen der amerikanischen Gesellschaft im Spiegel der Ameisen verhandelt. Womit er nicht nur die Naivität von Wilsons Auffassung der Biologie als fundamentale Einheitswissenschaft vor Augen führt, sondern gleich auch noch zeigt, wie der Doyen der Ameisenforschung bei seiner Ausmalung des Nests als Vorbild für die (amerikanische) Gesellschaft plötzlich mit Empfehlungen hantiert – die Notwendigkeit einer Elite, an der sich die Masse willig orientiert –, die absolut nicht aus der Beschreibung des Superorganismus des Ameisennests stammen.

Das biologische Aufklärungsprogramm des aufrechten Pfadfinders Wilson bekommt so die richtige Beleuchtung. Die vermeintliche Vorbildfunktion oder gar Autorität der Natur ist eben immer eine entlehnte. In Niels Werbens Buch und an den Ameisen kann man einiges darüber lernen, warum diese eigentlich elementare Einsicht immer wieder gern überspielt wird.

HELMUT MAYER



Neue Sachlichkeit

## Die Schweiz befreit sich (vielleicht)

Am Schluss des Bandes bitten die Herausgeber auch noch den bekannten Literaturkritiker Peter von Matt zu Wort, der kein Anhänger der „mechanischen Gleichverteilung des Geldes“ ist – schon nach zwei Wochen „gäbe es wieder Arme und Reiche“. Gleichwohl kann von Matt einem staatlich garantierten Grundeinkommen für alle einiges abgewinnen. Er hält es mit dem liberalen Gedanken gut „im Sinne der Aufklärung und der Chancengleichheit“ für vereinbar. Die Schweizer werden über die allfällige Einführung eines solchen Grundeinkommens demokratisch entscheiden; die für eine Volksabstimmung notwendigen hunderttausend Unterschriften konnten offensichtlich ziemlich problemlos gesammelt werden.

Die Initiatoren möchten, dass jeder Einwohner 2500 Franken (umgerechnet 2100 Euro) pro Monat bekommt, und zwar nicht im Rentenalter, sondern vom zwanzigsten Geburtstag an. Kinderzulagen gibt es extra: „Bürger und Bürgerinnen gestehen sich gegenseitig bedingungslos ein Minimum an Geld zu, mit dem man in Würde leben kann. Sie tun das, weil jedes Einzelne am besten weiß, wo sein Platz ist und welche Dinge ihm liegen.“ Die direkte Demokratie der pragmatischen Eidgenossen gibt auch Utopien eine Chance. Bereits jetzt unterstützen einige durchaus ernst zu nehmende Organisationen und Parteien (wie die Grünen) das gesetzlich garantierte Grundeinkommen.

Ein schmaler Band mit einem durchaus programmatischen Titel (Christian Müller, Daniel Staub: „Die Befreiung der Schweiz“. Über das bedingungslose Grundeinkommen. Limmat Verlag, Zürich 2012. 120 S., br., 15,90 €) versammelt nun Gespräche, in denen die unterschiedlichen Aspekte dargestellt und diskutiert werden. Die beiden Herausgeber – und Befürworter – sind überzeugt von der Machbarkeit. Die Finanzierung nach dem Modell der Rentenversicherung halten sie für gesichert. Die demütigenden Kontrollen der Sozialhilfeempfänger würden wegfallen. Ziel ist ein neuer Gesellschaftsvertrag: „Im Jahre 2050 trägt jeder Mensch in der Schweiz eine große Verantwortung. Jeder entscheidet selber, wie er seine Fähigkeiten nutzen und welchen Beitrag er oder sie in die Gemeinschaft einbringen will.“

Wer mag dann aber noch arbeiten? Es gibt viele Einwände und Fragen. Sie eröffnen die seit langem spannendste Debatte in der Schweiz. Gewerkschaften bekämpfen die Initiative als „Prämie für Faulenzer“, die zu massiven Steuererhöhungen führen und den Staat ruinieren würde. Alles falsch, halten die Herausgeber dagegen. Peter von Matt bemüht sie, weil der deutlichste Widerstand kultureller Art ist. Noch bleibt zu seiner Überwindung in den Köpfen etwas Zeit: In der Regel beträgt die Zeitspanne von der Einreichung der Unterschriften bis zur Volksabstimmung zwei Jahre. JÜRGEN ALTWEGG

## Literatur

## Die eiskalten Engel in der Universitätsbibliothek

Wahrheitsfindung in Oxford: Klassische Ermittler haben hier wenig Chancen. Elanor Dymotts Krimi „Bevor sie mich liebte“ ist eine Studie über die Kunst des Erzählens.

Die heiligen Hallen von Oxford haben schon viele Mörder gesehen, wie man aus Colin Dexters Inspector-Morse-Krimis weiß; sein Assistent und Nachfolger Lewis ermittelt derzeit auch im ZDF. Der Fall, den die Oxford-Absolventin Elanor Dymott in ihrem Roman debütiert „Bevor sie mich liebte“ (der englische Titel „Every Contact Leaves a Trace“ legt die kriminalistische Spur deutlicher) erzählt, hätte selbst Morse und Lewis Kopfzerbrechen bereitet: Er ist mit den klassischen Ermittlungsmethoden kaum zu lösen. Es gibt eine Leiche, einen Detektiv und eine Reihe von Verdächtigen, aber wer Täter und wer Opfer ist, bleibt bis zuletzt offen. Die Leiche ist Rachel, eine brillante Literaturstudentin, die unter ungeklärten Umständen im Park von Oxford erschlagen wird. Der Detektiv ist Alex, ihr Mann. Für den Anwalt ist die Aufklärung des Verbrechens ein schmerzhafter Indizienprozess und das Erzählen Erlösung von Schuld und Trauer.

„Bevor sie mich liebte“ ist Oxford-Krimi, Liebes- und Campusroman und Psychothriller, vor allem aber eine Studie über Formen und Wirkungen des Erzählens im Leben: Die Technik ist wichtiger als die erzählte Geschichte; der Jurist ist der natürliche Komplize und größte Feind des Erzählers. Elanor Dymott ist beides: 1973 in Sambia geboren, studierte sie am Worcester College in Oxford Jura und Literaturwissenschaft und arbeitet nach einigen Jahren als Anwältin und Finanzjuristin in Südostasien heute wieder als „Times“-Gerichtsreporterin in London. In einer Nachbemerkung deutet sie an, dass Harry Gardner, der heimliche Held ihres Romans, Züge ihrer Oxfordler Lehrer Edward Wilson, David Bradshaw und Bernard O'Donoghue trägt; sollte man an dem Tutor Makel finden, so nehme sie alle auf ihre Kappe.

Der väterlich gütige Literaturwissenschaftler ist frei von Fehl und Tadel, aber er lügt wie gedruckt. Die Geschichte, die Harry Alex in einer langen Nacht erzählt, weist jedenfalls Lücken und Ungereimtheiten auf. Für den Anwalt bricht dennoch eine Welt zusammen: Offenbar hatte seine Frau, bevor er sie kennen und lieben lernte, ein dunkles Vorleben und führte auch danach ein amoralisches Doppelleben, von dem er nichts wusste. In mancher Hinsicht erinnert Rachel an Amanda Knox, den „Engel mit den eiskalten Augen“ aus Perugia. Früh verwaist, feierte sie

angeblich schon in der Villa ihrer Patentante in Chelsea wilde Orgien. In Oxford bildete das College-Luder dann zusammen mit ihrer Geliebten Cissy und dem hochbegabten Kommilitonen Anthony ein Trio infernal, das mit bösen Streichen und Sexspielen Professoren und Hausmeister bis zur Weißglut reizte und auch dem nachsichtigen Harry übel mitspielte. In dessen

Browning-Privatissime kam es dann zum Eklat: Anthony, als Mann nur geduldeter Zuschauer bei den Liebesspielen der Teufelinnen, ließ sich von der Aussicht auf einen Dreier dazu verführen, dem um seine verstorbene Frau trauernden Harry anonyme Drohbriefe zu schicken. Relegiert und in alle Winde zerstreut, trifft sich das Trio Jahre später wieder auf einem Alumni-



Juristin, Autorin, Gerichtsreporterin der „Times“: Elanor Dymott

Foto laif

Sommerball. Was in der Mittsommernacht in Oxford zwischen Old Library, Harrys Gelehrtenklausur und See geschah, lässt sich kaum rekonstruieren: Alle Beteiligten, auch die vertrauenswürdigsten Erzähler, haben etwas zu verbergen.

Ähnlich wie Alex' Liebe zu Rachel wird auch die Geduld des Lesers auf harte Proben gestellt. Der Anwalt, in seiner eigenen Geschichte auch nur ahnungsloser Zuschauer, ermittelt und erzählt nämlich wie ein Jurist: analytisch-nüchtern, dann wieder umständlich abschweifend und neu ansetzend. Das liegt nicht an der makellosen Übersetzung von Gertraude Krueger: Alex darf und will beim Prozess gegen seine große Liebe kein Indiz, kein Verdachtsmoment, keinen mildernden Umstand außer Acht lassen. So sichtet er Verhörprotokolle, Seminararbeiten, Briefe und E-Mails, befragt Zeugen, Verdächtige und sich selbst, wendet Harrys Beichte (die fast die Hälfte der fünfhundert Seiten ausmacht) in nächtlichen Grübeleien hin und her und legt sachdienliche Hinweise, Tatortskizzen und Zeittafeln so lange übereinander, bis sich ein einigermaßen „autorisiertes“ Mosaik ergibt. Harry muss seinen Zuhörer daran erinnern, dass es hier nicht um narrative Strukturen und juristische Sachverhalte geht, sondern um den Tod seiner geliebten Frau.

Es ist nicht immer ganz leicht, im Gewirr der Versionen und Zeitsprünge den

Überblick zu behalten, zumal Dymott die Fakten immer wieder mit literarischen Anspielungen von Shakespeare bis Browning unterfüttert. Aber ebendiese Verschränkung von Anklage und Verteidigung, professionellem Zweifel und absoluter Hingabe macht die Erzähltechnik auch reizvoll. Rachel geht beschädigt aus dem Erinnerungsprozess hervor, aber Alex' bedingungslose Liebe wird ebenso glanzvoll gerechtfertigt wie Dymotts Methodik juristisch-literarischer Wahrheitsfindung. Liebe kann man letztlich nicht erzählen, nur beweisen. Im Leben, sagt Rachel einmal, regiert der Zufall; in der Literatur und vor Gericht gelten Gesetze und Regeln, die der Autor nur auf eigene Gefahr brechen darf. „Du gibst dir immer so viel Mühe, alles zu verstehen. Alles richtig zu machen. Vielleicht bist du deshalb Jurist und schreibst keine Romane. Und vielleicht ist das der Grund, warum ich dich liebe.“ MARTIN HALTER



Elanor Dymott: „Bevor sie mich liebte“. Roman.

Aus dem Englischen von Gertraude Krueger. Kein & Aber Verlag, Zürich 2013, 510 S., geb., 22,90 €.